Der Brenner

Halbmonatsschrift für Kunst u. Kultur / herausgegeben von Ludwig v. Ficker

I. Jahr. Heft 5.

Ludwig Seifert: Heinrich Mann: „Die kleine Stadt" (Schluß) / Carl Dallago: Gedichte (Künstler-Gottesgnadentum. Entlastung) / Hans Bachgarten: Hana / Hugo Neugebauer: Ihr Sommerwolken! / Johannes Egloff: Die italienische Juristenfabrik / Ludwig Seifert: Gedichte (Die Seelenlosen. Ballade) / Max von Esterle: Karikaturenfolge V (Die Kunstschein-Heiligen) / Fortunat: An den „Allgemeinen Tiroler Anzeiger".

Brenner-Verlag / Innsbruck.

Der Brenner

erscheint am 1. und 15. eines jeden Monats.

Bezugspreis: vierteljährlich 2 K (Mk. 1·75), für das einzelne Heft 40 Heller (35 Pfennig). — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck, Erlerstraße Nr. 3. Daselbst auch Anzeigen-Annahme und Geschäftsstelle. Anfragen und Zuschriften administrativen Charakters ausschließlich ebendorthin.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt. Sämtliche Rechte vorbehalten.

Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Spezial-Institut
für
Präzisions-Optik und Photographie
Illustrierte Preisliste kostenlos!

F. MILLER, Innsbruck, Landhausstr. 1

empfiehlt korrekte Augengläser, Prismen-Feldstecher, Fernrohre, Höhenmeß-Barometer etc. — Photogr. Apparate neuester Konstruktion, sowie alles für photogr. Bedarf.

Ferd. Tschoner jun.

Papier- und Schreibwarenhandlung

Innsbruck, Maria Theresienstraße Nr. 34.

Brief-, Konzept-, Kanzlei-, Packpapiere aller Art. Briefpapiere in Kassetten in größter Auswahl. — **Schreibwaren- und Büro-Bedarfsartikel.** Schreibmaschinen: **Continental-Kanzler, Vervielfältigungs-Apparate. Füllfedern aller Systeme.**

Telephon: Nr. 22. Telegramm-Adresse: Tschoner Innsbruck.

Der Brenner

I. Jahr. Innsbruck / Bozen / 1. Aug. 1910. Heft 5.

Heinrich Mann: Die kleine Stadt / von Ludwig Seifert.

(Schluß.)

Eins aber unterscheidet den Dichter Heinrich Mann und seine Darstellungsweise von dem riesigen Russen, an den die Überfülle seiner Gesichte sonst erinnern könnte, unterscheidet ihn fast von Allen: er sieht auf seine Menschen nicht von der Höhe einer Welterklärungstheorie herab, er ergreift niemals Partei, er ist nur ein weitgeöffnetes schauendes Auge, ist wie die azurne Glocke über allen Wesen, von der Zarathustra sprach. Er liebt den Advokaten, diesen unvergeßlichen Typus aus der Nachkommenschaft der Advokaten der alten komischen Oper für seine großen leeren Worte und seinen guten Patriotismus wie für seine lächerliche Greisen-Verliebtheit, er liebt ihn so gut wie den Don Taddeo um seiner freudlosen unfruchtbaren Tugend willen ... und alle, alle — die einen um ihres Geschickes, die andern um ihrer harmlosen Unauffälligkeit willen, er läßt alle gelten, wie die Sonne scheint — nicht nur für Gerechte und Ungerechte — sondern (und vielleicht ist uns heute dieser Gegensatz lebendiger) über Matte und Glühende, Nüchterne und Trunkene, Eigene und Schablonenwesen — soweit ihre Farben geeignet sind, die Buntheit des Bildes zu erwirken, dessen Schönheit und Kraft allein ihn kümmern darf. Und da muß auch davon gesagt sein, wie er den Süden gibt, den er liebt mit freudiger, unsentimen-

talischer Liebe. Wenn wir uns erinnern, wie schwer es den Südensuchern der früheren Generationen geworden ist, der Welt, zu der sie die Sehnsucht rief, gerecht zu werden, und wenn wir an die gesuchte und wie lakierte Manier dieser vielgeliebten Konditoren und Südfrüchtenhändler denken, dann sehen wir, was es sagen will: den Süden einfangen in schwarze Zeilen auf weißem Papier — seinen Duft und sein unbeschreibliches Himmelblau, den grellen Sonnenschein auf goldig braunem abbröckelndem Gemäuer und seine herrlichen Menschen, die dermaßen aus Schönheit und Lebensglut gebildet erscheinen, daß es ist, als seien sie die gelungenen Stücke dieser Sorte lebender Dinge: Mensch und wir daneben unvollkommene Proben oder stümperische Nachbildungen, daß uns nur die Zuflucht zur unbegrenzten Liebe bleibt, um der Qual des Neides zu entgehen. Hier sind wir im Reiche jener wundervollen Sprache, die geschaffen ist so gut zu wohlgefügter Rede im Saal vor klugen Hörern, zu donnernder Ansprache auf brausendem Markte, wie zum funkelnden Verse, zum Fluch wie zum Liebesgeflüster, und die so sehr den Dichter Mann berückt hat, daß er es wagen mußte, die Reden dieser Italiener dort wo es lebhafte Erwiderung, Ausrufe gibt, oft in einem köstlichen Jargon anzuführen, der nichts anderes ist als übersetztes Italienisch.

Aber dem Süden schuldet er mehr als nur die Farben seiner Landschaft und die Redeweise seiner Menschen. Bei ihm darf der Einfluß romanischer Erzählerkunst nicht übersehen werden. Es ist noch nicht sehr lange her, daß sich die deutsche Epik wieder auf ihre Sendung besonnen hat, nachdem die greisenhaft verödete Unterhaltungsprosa in der Flut jener Stimmungs- und Skizzenerzählerei der 80- und 90er Jahre so ziemlich untergegangen war. Selbst der Anschluß an Maupassant, von dem wohl jeder, der um die Wende dieses Jahrhunderts in Europa Prosa dichtete, Lehen trug, konnte den Niedergang der Erzählungskunst nicht hindern, wie sehr auch seine unnachahmliche Kunst zur Vertiefung dieses Genre beigetragen haben mag. Es war erst unter dem Einfluß der vorletzten und letzten Generation romanischer Schriftsteller — so Anatole France', Gabriele

d'Annunzios — daß auch bei uns die scharfumrissene Handlung, ja das bunte Abenteuer wieder in seine angestammten Rechte trat, und da ist, neben den beiden Namen Ricarda Huch und Jakob Wassermann, Heinrich Mann zunächst zu nennen. Es wäre lehrreich zu verfolgen, wie sich dem Dichter sein Stoff immer mehr im Sinne einzelner abgerundeter Bilder gliedert und verdichtet, eine Art, die ihm die Novelle als das vollkommenste Ausdrucksmittel erscheinen lassen muß (in der Tat sind farbentiefere und lebensstärkere Novellen als etwa seine letzten: „Die Bösen" wohl kaum in unserer Sprache je geschrieben worden). Und indem er, wenn nicht alles täuscht, jetzt die Tendenz verfolgt, an Stelle eines gleichmäßig fortlaufenden, mäßig plastischen, mäßig bunten, ununterbrochenen Gemäldes vielmehr einzelne auf's äußerste Leben gesättigte Bilder zu schaffen, die untereinander durch einen fast trocken berichtenden regieführenden Text verbunden sich von diesem abheben wie bunte Fensterbilder von der Strenge einer Domwand, so ist er, glaub ich, daran das Problem zu lösen, das seit Konrad Ferdinand Meyer unsere Meister der Prosa beschäftigt, und dadurch dem Einwand des Georgeschen Kreises gegen jede weitläufige epische Dichtung in Prosa zu begegnen, nämlich: es sei unmöglich aus solchem Material ein reines Dichtwerk zu schaffen, weil — abgesehen von der Spröde der Stoffe — sich der Künstler schwerlich in allen Teilen eines so umfangreichen Werkes auf der Höhe konzentrierter Stimmungskraft zu erhalten vermöge, so daß die Gefahr drohe, in Berichterstattung zu verfallen, die mit der Dichtkunst nichts gemein hat. Bei unserem Buch wird diese Technik, die überwältigende Fülle an Lebensmaterial, Personenszenen, Gesten, Repliquen in Einzelgebilde aufzulösen, noch dadnrch gefördert, daß die Handlung (im Gegensatz zum analytischen Roman) nur einen kurzen Zeitraum umspannt und so nicht das Werden der Menschen mühsam referierend vorführt, sondern uns ihre Schicksale wie auf einer blitzartig erhellten Bühne in lebenpochenden Situationen zeigt. Kaum einer, der dieses Buch: „Die kleine Stadt" mit offenen Sinnen genossen hat, wird aus seinem ganzen literarischen Erinnerungsschatze lebhaftere Eindrücke zu nennen haben als

die Tableaux dieses Zauberkastens. Da ist die Vorstellung, die (wenn auch ebenso wie die zwei Einleitungskapitel viel zu breit geraten), allein schon die Lebensphysiognomie einer ganzen Stadt in der Silhouette gibt mit ihren unzähligen Zwischenszenen, Einzelgesprächen, nicht zu reden von den Massenwirkungen, die dieser Heinrich Mann so staunenswert meistert. Da ist die Abendstunde, wo die Familienväter um die Fenster der kleinen Choristinnen herumschleichen wie Nachtschmetterlinge um die endlich, endlich entzündete Lampe schwirren, dann die Kampfszene — vielleicht ein alleindastehendes Wagnis, eine solche Unmenge von Figuren zu einer einheitlichen Gesamtwirkung zu vereinigen, dieser Bürgerkrieg um eine Theaterloge, der durch ein scheues Huhn beinah entschieden wird und den wir nur deshalb nicht die gelungenste Partie des Werkes nennen können, weil darauf noch eine glänzendere kommt: die große Versöhnungsmesse im Dom, eine Szene, deren ekstatische Farben an die der „Pest in Bergamo" von Jakobsen erinnern — eine Szene, deren düstere Gewalt uns an die Bekenner-Zeiten des italienischen Mittelalters denken läßt, wie uns die vorhergehende am Markt an die parodistische Darstellung eines Kommunenkampfes nach dem Berichte eines Fra Salimbene oder eines andern Chronisten aus dem Dugento gemahnt. Dann die Szene im Theater, ein meisterhaft zwischen die Plein Air-Stücke eingefügtes Notturno — wo Nello für Alba allein singt, die heimlich herbeigeeilt war, beim flackernden Licht vergessener Kerzen, gespenstisch-sprunghaft gegeben, ihr Sich-Finden in der Finsternis der verlassnen Gänge und dann alle Szenen in Villascura, die in ein seltsam unwirkliches Licht gerückt sind durch die veränderte, beinahe wortkarge Vortragsart, endlich der Abschied bei klingendem Spiel im Sonnenglanz, der unerbittlich niederglüht über dem beim Schlag der Zwölfuhrglocken sich vollziehenden Verhängnis: der Tod des Protagonisten, bei dem nur einer Zeuge ist, der blöde Brabrà, der dabei zu einem grausigen Sinnbild des hohnvoll-unerbittlichen, sinnlosen Geschickes hinauszuwachsen scheint.

Wie sehr es mir im allgemeinen unklug scheint, einen Künstler gegen den anderen auszuspielen, als wollte einer rechten über den

Vorzug der gelben Rosen vor den roten oder der roten vor den gelben, anstatt sich zu freuen, daß es beide gibt, und beider Schönheit dankbar zu genießen, so kann es den Reiz der Farben doch oft recht erhöhen, wenn wir sie neben andere stellen, und so glaube ich, daß man nicht eingehend von Heinrich Mann's letztem Buch reden sollte, ohne sich Ricarda Huch's zu erinnern — besonders der „Triumphgasse", die der Kunst dieses Südlichen in mehr als einem Punkte wahlverwandt ist. Es ist, als trügen sie beide zugleich mit der geheimnisvollen Gabe, ungehemmt und unverwirrt sich dem Zauber südlicher Wesens hinzugeben — wie es vorher kaum einem der Unseren zu teil geworden — die Kraft, über ihre Schöpfungen den blauen Himmel auszuspannen, dessen Schönheit sich weltenhoch über dem bürgerlichen Ziergarten: „Zum Guten, Wahren und Schönen" wölbt. Selbst scheinbar ungerührt von der Macht der Dinge, die sie aus dem Nichts holen, vermögen diese beiden Dichter für die Schauenden unvergeßliche Feste zu bereiten. Mit königlicher Gelassenheit üben beide ihr Recht, über die Seelen zu schalten nach Urteilssprüchen, die nicht bei uns gewogen werden . . . in dem Traumreich, zu dem sie von Zeit zu Zeit, wie wenige andere Dichter, uns ein Tor öffnen.

Es ließe sich des Näheren vielleicht sagen, daß Ricarda Huch noch tapferer ist in ihrem heiligen Ja- und Amen-Sagen, daß sie im Stande ist, noch bösere Bosheit mit geruhigem Wohlwollen sich erfüllen zu sehen, daß ihre kühlere Art noch stärkere Wirkungen zu erzielen vermag, wo es darauf ankommt, ein Leben in seinem Zusammenhag zum anderen Leben im tiefsten zu erfassen, daß dagegen Mann's fast kindlich zu nennende Freude am Seienden den Glanz einer bewegten Situation mit vielsagender Deutung wiederzugeben ein geeigneteres Instrument ist. Die Äußerlichkeit ist sicher nicht unwesentlich, daß Mann durchwegs die Personen selbst reden läßt, während Ricarda oft die indirekte Anführung wählt. Man könnte auf den seltsamen Widerspruch hinweisen, der bei der Huch zwischen der getragenen, manchmal fast altväterlich-breiten Vortragsweise und dem oft beinahe unfaßbaren schwankenden, schillernden Gehalt ist und könnte dem gegenüber bei Mann eine gewisse Aus-

geglichenheit hervorheben, die an die schöne Sicherheit der Pflanzen erinnert, die sich so selten in den Mitteln irren, das zu erlangen, was ihnen nottut: Wir könnten bei beiden die vornehme Bedächtigkeit rühmen, wie sie die Darsteller ihrer tragenden Fabel oft warten lassen, um indeß sich und uns mit der sie umgebenden Fülle menschlichen Wesens zu laben, da es doch im Angesichte der Sterne ein Wichtig und Unwichtig in diesen Dingen nicht gibt . . . Dem unstreitig reiferen Künstlertum der Huch könnten wir die vielleicht noch reicheren Entwicklungs-Möglichkeiten des Dichters der „Kleinen Stadt" gegenüberstellen — aber all dies ist unsicher und gefährlich, auszusprechen, denn da ist keine Spur, die nicht ins Dunkle führte, und mit dem ersten Schritte auf der Suche nach diesen Dingen betreten wir den Bereich des Mysteriums der Schöpfung, das uns nur genießend zu verehren, nicht in seinem Wirken zu bespähen frommt.

„Die kleine Stadt", Roman von Heinrich Mann. Leipzig, Insel-Verlag.

Gedichte / von Carl Dallago.

Künstler-Gottesgnadentum.
(Segantini's Gebet zur Gottheit)

Wenn Glück und Schwermut tief in mir gebiert
ein Schauen, das auf Höhen sich verliert,
dann hebt sich aus der großen Landschaft Bild
dein Antlitz, wie ein Heiland streng und mild,
und läßt auch mich als Sproß der Allnatur
eins sein mit Tier und Bäumen, Stein und Flur:
Anbetend fühl ich zuckend und gewandt
zur Tat mich drängen deine Schöpferhand.

Entlastung.

Der Abend kommt verloren
das bleiche Tal herauf,
die dunklen Blicke bohren
sich ins Getropf der Ölbaumkronen
und suchen sich im Zweigwerk einzuwohnen
und langen tastend zu den Höhn hinauf.

Es ruhen alle Süchte
im Traumklang, den mein Herz vernimmt.
Ich fühle, wie ich flüchte
von allem, was in mir will aufbegehren, —
wie meine Sinne nur die Dinge mehren,
die der Abend sammten in die Arme nimmt.

Hana / von Hans Bachgarten.

(Aus einem Schiffstagebuch.)

Seit wir von Nagasaki ausliefen, steht in meiner Kabine eine zierliche Satsuma-Vase. Sie ist ein kleines Kunstwerk, und fortwährend kommen Bewunderer, sie anzustaunen. Sie können sich nicht sattsehen an der stilvollen Ornamentik der fein zusammengestimmten Emailfarben. Man sagt mir, daß dieses Stück das Beste sei, was in Japan von uns gekauft wurde. Gekauft, weil ich ihnen verschwiegen habe, daß die Vase ein Geschenk ist, ein teures Andenken von einem armen japanischen Mädchen. Vorne in der Mitte der Vase befindet sich ein Medaillon, den Frühling vorstellend. Vier japanische Frauen tummeln sich blumenlesend auf freier Heide. Ein blühender Kirschbaum streut in lautlosem Rieseln goldenen Blütenstaub auf sie nieder. Eine von den Frauen aber, in hechtgrauem, golddurchwirktem Kimono, trägt der Spenderin liebliche Züge.

Die Vase hat ein Onkel Hanas gemalt. Hana heißt Blume. Und in der Tat, nur einer wandelnden Blume durfte sie verglichen werden, wenn sie den schlanken Leib auf hohen Holzstöckelchen ein wenig unbeholfen und doch wie in federleichtem Stolz einhertrug, während das zarte Weiß des Gesichtchens, das Kirschrot voller Lippen und das dunkle Widerspiel von Haar und Augen — gehoben durch das farbenprächtige Kostüm — anmutig um die Wette leuchteten. Ein Schimmer frohen Selbstgenügens hatte sich warm auf ihrem Antlitz eingenistet, und jener wunderliche Glanz, den frisches Wasser auf die glatte Haut der Jugend zaubert, lag wie Fliederduft über der ganzen Erscheinung ausgehaucht.

Hana war bei einem Photographen angestellt; sie retouchierte, photographierte und machte Verkäuferin, alles in einer Person. Dafür bekam sie monatlich 20 Yen, die ausreichten, um für sich, ihre Mutter und ihres Bruders Kind zu sorgen. Ihres Bruders Sohn war Waise und die Geschichte, wie er es geworden, ist sehr traurig. Hana erzählte sie mir mit folgenden Worten: „Mein Vater ist Zivil-Ingenieur gewesen. Er verdiente viel Geld und gab es wieder aus für seine Erfindungen. Bevor er sein Ziel erreicht hatte, ist er gestorben. Er hinterließ eine mittellose Witwe und zwei Kinder, meinen Bruder und mich. Mein Bruder war damals schon verheiratet und trieb alles mögliche, um seine Familie sorglos zu halten. Er war Geschäftsvermittler, Schreiber, Rechtsbeistand und Vorleser, wenn er sich dabei nur etwas verdienen konnte. Seine Leidenschaft aber war die Politik.

Er hatte an der Universität in Tokio Naturwissenschaften und Philosophie studiert, wurde jedoch im dritten Semester infolge von Studentenunruhen relegiert. Seit der Zeit glaubte er seinen Weg sich vorgezeichnet. Er schloß sich den radikalen Fortschrittlern an und wurde bald ein unangenehmer Agitator. Wir zitterten um ihn, weil wir seine revolutionäre Gesinnung kannten. Am meisten litt seine Frau. Wohl wissend, was ihre Pflicht als Gattin, hütete sie sich, ihn auch nur durch eine Miene zu beunruhigen. Er hatte sie bis an ihr Ende nur glücklich lächeln gesehen.

Kurze Zeit vor Ausbruch des Krieges, bei den Demonstrationen gegen die Regierung, hatte mein Bruder eine führende Rolle übernommen. Volk und Polizei gerieten fast täglich arg aneinander. Als er einmal eine ganze Nacht vom Hause fern geblieben, ging sie bei Tagesgrauen banger Ahnungen voll auf die Suche nach ihm. Dem aufgeregten Volke nachhastend, kam sie vor das Gouverneursgebäude; dort ging es am ärgsten zu. Die tobende Menge, von meinem Bruder geführt, hatte das Trottoir aufgerissen und bombardierte mit den Steinen das angerückte Militär, bis dieses mit gefälltem Bajonette vorging. Es bildete sich ein brüllender, fluchender, röchelnder Menschenknäuel, in dessen Mitte die zarte, von Angst und Sorgen um den geliebten Mann getriebene Frau hineingestoßen wurde. Ein bärenbrüstiger Bootsführer hat, gerührt durch ihr leichenblasses Aussehen, sie schützend auf seine Arme genommen. Als er mit ihr aus dem Gedränge kam, war meine Schwägerin tot. Ein Herzschlag hatte ihrem Leben ein Ende gemacht. Mein Bruder wurde nicht verwundet, man hat ihn jedoch festgenommen. Sein Kind nahmen wir zu uns. Als er wieder freigelassen wurde, war sein schwarzes Haar weiß geworden. Beim ersten Wiedersehen bat er sein Kind in seltsam bewegten, beinahe feierlichen Worten um Verzeihung, daß sein Leichtsinn ihm die Mutter geraubt. Dann ging er in seine Wohnung, schloß sich ein und als wir ihn besuchen wollten, trafen wir ihn kalt und starr in seinem Blute liegend. Ein Zettel lag neben ihm: „Meine Lieben, verzeiht Eurem unwürdigen Sohn und Bruder. Ich konnte nicht anders handeln. Nicht soll mein Kind dem Mörder seiner Mutter weiter in die Augen blicken müssen. Eine weiße Schale stellet auf mein Grab, den Morgentau zu sammeln, er wird meiner durstenden Seele Nektar sein."

Mutter kocht ihm noch immer Reis, und wenn der Jahrestag seines Todes da ist, spricht sie den ganzen Tag mit ihm. Aber sie hat noch mit keinem Worte Klage geführt gegen ihr Schicksal."

* * *

Hanas Neffe zählte zu dieser Zeit acht Jahre. Er war ein gesunder, aufgeweckter Bursche. Gelegentlich meiner Anwesenheit im

Geschäfte, das Hana leitete, kam er sie einmal besuchen. Er grüßte mich mit einer stummen, ehrerbietigen Verbeugung, dann hing er sich an seine Tante und hauchte ihr etwas ins Ohr. Ich konnte bemerken, wie er sich Gewalt antat, seine Aufregung zu unterdrücken. Während Hana seinen Worten lauschte, stieg in ihre Mienen ein Ausdruck der Verlegenheit, dann ging sie hinein ins Komptoir und ich hörte sie sprechen: „Meister, du weißt, in diesem Monat war meine Mutter etwas kränklich, die ganzen Ersparnisse hat der Doktor bekommen. Mein Neffe braucht ein neues Buch. Sei so gut und gib mir soviel, damit ich seinem Wunsche gerecht werde; ich werde dir deine Auslagen mit Überzeitarbeiten vergelten." Als sie wieder herauskam, gab sie dem Knaben, um was er gebeten.

Da ich mich vorher in der Absicht, den Osuwa-Tempel zu besuchen, bei ihr um dessen Lage erkundigt hatte, sagte sie zu ihrem Neffen: „Dies ist der Herr, von dem ich dir erzählt habe, zeige ihm den großen Tempel."

Der Knabe führte mich an den eleganten Auslagen der reichen Kunst- und Kuriositätenhändler vorbei, die lange Hauptstraße entlang. Er ging immer fein artig neben mir her und sprach nur, wenn er gefragt wurde. Als wir durch das Tempeltor traten, bemerkte ich in seinen Augen eine tiefe Ergriffenheit. Er entledigte sich der Holzsandalen, näherte sich lautlos dem Götzen, und blieb dann ganz in sich versunken stehen. „Woran denkst du?" fragte ich. „An die Toten!" Wie ein aufgescheuchter Vogel, hastig und etwas verwirrt hatte er die Worte hervorgestoßen. Ich aber fühlte, wie mir die Röte ins Gesicht schoß.

Ich begleitete ihn dann nachhause. Auf dem Wege traf es sich, daß wir eine enge Gasse passierten, in der sich Straßenjungen herumtrieben. „Fremder Affe", schrieen sie mir nach, „schenke uns Geld! Schenke uns Geld, fremder Affe!" Erst eine Stimme, dann zwei, dann johlte der ganze Schwarm. Nun blieb der Knabe stehen und rief ihnen zu: „Ihr sollt nicht unartig sein gegen diesen Fremden. Er ist ein guter Herr und will uns wohl." Sofort glätteten sich die höhnischen Mienen der Gassenbuben und kein Laut wurde mehr gehört.

Hanas Heim stand am oberen Südrande der Stadt inmitten grüner Felder, in denen es wie im Frühling sproßte. Unter dem Hause breitete sich das Tal der Gärten aus, welches zu jenen Seen führt, die Nagasaki mit frischem Trinkwasser versehen. Das Häuschen war klein, aber sein feineres Gitterwerk und der neue, unbeschädigte Papierüberzug, scheinbar aus kostbarem Milchglase hergestellt, hoben sich vorteilhaft von den anderen Häusern ab. Knapp um das Haus lag ein kleines Gärtchen, in dem blühende Rosenstöcke und Chrysanthemen standen, auch Zwergbäumchen in Mojalikageschirren. Eine Akazie schlang ihre Arme um eine traute Ecke, und um das Gärtlein lief ein Zaun aus Bambus, so zart wie Filigran.

Auf einer kleinen Leiter stand Hanas Mutter. Sie füllte die Spalten zwischen den Ziegeln am Rande des Daches mit Mörtel aus. Die Maurerkelle, mit der sie arbeitete, glich einer kleinen Modellierschaufel, sie war nicht größer als ein Eßlöffel. Den Mörtel trug sie auf einem geschnitzten Brettchen. Als wir durch die Umzäunung traten, stieg sie von der Leiter. Sie kam uns entgegen, als hätte sie den ganzen Tag Besuche erwartet. Nicht ein Härchen war an ihrer Frisur verschoben und kein Stäubchen hatte sich auf den sauberen Kimono verirrt, nur der fertige Dachverputz sprach von mühevoller Arbeit und Anstrengung. Der Knabe stellte mich vor: „Großmutter, dieser Herr ist Hanas Freund." Mit einem freudigen Lächeln lud sie mich ein, einzutreten. Ich mußte eine Erfrischung nehmen; dann erst ließ sie mich zu Worte kommen.

* * *

Hana zeigte mir ein von ihr verfertigtes Ölgemälde, eine Bucht am Meere darstellend. Es hatte ein schweres Gewitter über Land und Meer gelastet. Im Westen lagen noch zusammengeballte Wolken zurückgedrängt über dem Gelände. Siegend drang von Osten her der klare Himmel, in seiner frischen Reinheit die ganze Natur mit einem blendenden Lichtschimmer überflutend. Ein mäßiger Ostwind war aufgesprungeu und die leichtgekräuselten Wellen des blauen Golfes trugen schneeweiße Häubchen. Die Arbeit erinnerte in der Konzeption vielfach an die Großzügigkeit der alten Meister aus dem

17. Jahrhundert. Das stilisierte Empfinden dieser großen japanischen Impressionisten kleidete sich mehr in Form und Gestalt einer gewagten Komposition, herausgewachsen aus dem vielfach Grotesken und Gekünstelten in der japanischen Natur. In diesem Bilde war jedoch das ganze Können in die Farbe gelegt. Mit großer Genialität war die Künstlerin jeder Linienführung aus dem Wege gegangen. Baum und Strauch und Wasser und Luft lösten sich in tausend Farben zu überbegrifflicher Größe einzig aus dem wundersamen Zusammenspiel von Licht und Schatten. Der Sieg, den das Licht auf diesem Bilde feierte, wirkte so packend, der junge Tag drang mit solch unwiderstehlicher Macht gegen die schwarze Gewitternacht vor, daß man der Sonne zujubelte, die noch versteckt hinter den östlichen Bergen weilte. Man hätte das Kunstwerk den Triumph des Lichtes nennen können, Hana hatte „Shori" darunter geschrieben, was gleichbedeutend ist mit „Viktoria."

Ich bin in langem Betrachten vor dem Bilde gestanden; es war mir nicht möglich, die Kraft, die aus dem Werke sprach, mit diesem schwachen Mädchen, das immer verlegen lächelte, so oft man es ansprach, in Verbindung zu bringen.

„Malen Sie schon lange?"

„Ich malte schon als Kind. Seit meines Vaters Tod male ich hauptsächlich Blumenmotive auf Seide; man zahlt mir einen Yen für das Dutzend. Seit ich gelesen, daß man in Europa für das Bild eines großen Meisters Tausende Yens gibt, male ich Landschaften."

„Sie möchten also auch eine solche Berühmtheit werden?"

„Ich möchte viel, viel Geld verdienen. Ich möchte die ganze Welt bereisen, um überall das Schönste und Beste zu sehen, zu erlernen und mitzunehmen nach Hause. Ich möchte dann die wertvollsten Produkte unserer Kunst aufkaufen und damit ein Geschäft einrichten, so großartig, daß der ganze Westen Japans Kunstschätze durch mich bezöge und niemand mit mir konkurrieren könnte."

* * *

Oft führte sie mich hinaus in die herrliche Umgebung Nagasakis wir stiegen das Fremdenviertel hinan an den reichen Luxusvillen vorbei, die sich mit ihren schreienden Farben der harmonischen Lieblichkeit der japanischen Landschaft brutal aufgedrängt haben.

Sie sagte mir: „Die Inwohner dieser Häuser, abgesperrt von Sonnenlicht und frischer Luft, magern ab. Ihr Blut wird weiß wie der Kalk der Mauern, den sie in sich aufnehmen. Ein kalter Windstoß tötet sie. Wir sind gesund und unsere Männer besitzen eine schöne Muskulatur, unsere Kinder sind rotbackig und wohlgenährt. Wir wohnen auf der Gasse, durch ein leichtes Dach vor Regen geschützt und gegen den Wind durch eine dünne Papierwand. Hat die Sonne den Wind verscheucht, wird die Wand hinweggeschoben und der Garten mit seinem Dufte wächst in das Zimmer.

(Schluß folgt.)

Ihr Sommerwolken! / von Hugo Neugebauer.

Ihr Sommerwolken
in zitternder Luft,
windaufgebaute,
von meinen sonnensücht'gen,
tagwandelnden Träumen
tausendmal erklommne,
stummen Gruß euch
durch leuchtende Augen!

Über der steinernen Stadt,
über dem schlafenden Meer
stillstehende Wolke du einst,
schneekaltglänzende
im glühenden Mittag,

gaukelnd Traumgebirg
über dem seligen Orte,
wo ich die Sinnende sah
aus dunkeln Augen,
trunken von Liebe und Licht,
die ich immer schaue,
schlafend und wach:
immer ist's Mittag in mir,
immer wandl ich in Mittag!

Andern laß ich die Nacht
zu Träumen.
Mein ist der hohe Tag,
mein ist der Mittagwahn,
mein ist das Wolkengebirg
in zitternder Luft!

Die italienische Juristenfabrik / von Johannes Egloff.

Es sei gestattet, eine persönliche Bemerkung voranzustellen: Ich nehme mir die Freiheit, keiner politischen Partei anzugehören. Wenigstens keiner partei-programmäßig geaichten. Trotz meinem lebhaften Interesse an politischen Ereignissen. Vielleicht würde man besser sagen: Gerade deswegen. Sie, mein lieber Freund Swoboda, meinen allerdings, das wäre eine tiefbedauerliche Schlappschwänzigkeit; gerade in unserer Zeit, da (Pardon, Sie sagen „wo") von allen Seiten die Reaktion kecker als je ihr Haupt erhebe und der Ansturm der Feinde unseres Volkes von Tag zu Tag bedrohlicher werde, sei es Pflicht jedes nationalgesinnten Mannes und so weiter: siehe Taschenmerkzeitweiser Seite 77 ff. Aber, lieber Freund Swoboda, wozu darüber streiten? Nichts ist steriler als über Lebensanschauungen zu debattieren. Sie halten es für etwas Wertbesitzendes

das tägliche Kohlhaschee für ihre Überzeugung wohlhonorierter Leitartikler zu lesen und haben den Aberglauben an die völkerbefreiende Kraft des Parlamentarismus noch nicht verloren. Es ist etwas Schönes um einen durch keine Gegengründe zu erschütternden Glauben. Sofern er nur auch dem Mitbruder den Luxus einer eigenen Überzeugung gönnt. Und meine Überzeugung ist nun einmal, daß die immer mehr um sich greifende Abkehr der Intellektuellen von der Politik (die Sie beklagen), in erlebbarer Zeit die Gründung einer Liga der Intellektuellen in Erfüllungsaussicht stellt, die es dem Gentleman wieder als erfreulich erscheinen läßt eine politische Anschauung zu haben und diese unter Umständen auch zu vertreten.

Dieses Proverbium war notwendig, um meine Ausführungen a priori gegen den Verdacht, daß sie auf dem Mistbeete eines Parteiprogrammes gezüchtet worden seien, zu sichern. Ich darf daher wohl erwarten, daß die P. T. Gegner sie — wenns Euch beliebt — mit dem Degen der Vernunft und nicht mit dem Programmknüttel zu töten belieben.

Wenn man in einen Ameisenhügel einen erklecklig großen Stein wirft, so kann man beobachten, daß die ganze, vorher so wohl disziplinierte Gesellschaft über das unvorhergesehene Ereignis völlig den Kopf verliert. In komischer Verwirrung läuft alles durcheinander, bald hin, bald her, und weiß nicht, welches Verhalten gegenüber diesem unbegriffenen Ding da am Platze wäre. So ähnlich war (wenn man von der Nützlichkeit der Ameisen absieht) die Situation im Abgeordnetenhause, als Bienerth die Vorlage wegen Errichtung der italienischen Rechtsfakultät auf die Tagesordnung stellen ließ. Das Beste leisteten sich hiebei unstreitig die deutschbürgerlichen Parteien (beider Couleurs). War man in der zuversichtlichen Hoffnung, daß sich von 12 Uhr mittags bis 5 Uhr nachmittags nichts Wichtiges ereignet haben könnte, so unvorsichtig einmal sich die Arbeit der Abendblattlektüre zu ersparen, schon war man mit seinem politischen Wissen antiquiert. Nur ein genaues Vormerkbuch ermöglichte es jederzeit Auskunft zu geben, welche Haltung die deutschen Volkstribunen augenblicklich gegenüber der welschen Fakultät einnahmen. Ob

sie deren Errichtung in Wien für einen casus belli betrachteten, oder unter allen Umständen für Triest einzutreten erklärten oder Wien für die einzig mögliche Lösung der Frage hielten oder die Furcht der Regierung vor der Triester Irridenta für lächerlich bezeichneten oder — an Feiertagen — für den allein in ernste Erwägung kommenden Standort eine Stadt Dalmatiens oder — an Sonntagen — Mödling, weil bei Wien und doch nicht in Wien, als besonders geeignet proklamierten. Nun ist infolge der Vertagung des „Volkshauses" die Entscheidung bekanntlich in suspenso geblieben und den Volkserwählten deutscher Nation ein Unfähigkeitszeugnis besonderer Güte erspart geblieben. Die Provinzpresse aber orakelt in den ereignisnackten Sommermonden unerschrocken darauf weiter. Wien—Triest—Görz—Zara—Nulla. Wobei die Argumente ausnahmslos der Phrasenkiste des Leitartikeljargons entnommen werden.

Eine Frage: Was will man? Einstimmig die Antwort: Schutz dem Deutschtum vor dem Vordringen der Italiener. Gut. Ich gehe noch weiter. Die Defensive im nationalen Kampf bedeutet bereits eine halbe Niederlage. Sage daher: Wir wollen gegen die Italiener vordringen. Wollen die einst deutschen, im Zuge des 18. Jahrhunderts verwälschten Gebiete zurückgermanisieren. Welche Wege gibt es nach diesem Ziel? Erstens: Man schlägt die Italiener tot. Diese Metode war zur Zeit der Völkerbewegung um die Wende des 5. Jahrhunderts mit Recht als garantiert wirksam sehr beliebt. Heute ist sie außer Mode gekommen. Auch der Präjudiz halber nicht anzuraten. Es könnten sonst die Sudetenslaven das Beispiel nachahmen und sich der deutschen Minoritäten auf gleiche Weise entledigen. Zweitens: Man assimiliert sie. Diese schöne Idee scheint jenen vorzuschweben, die sich für die Errichtung der Fakultät in deutschem Sprachgebiet einsetzen. Leider ein Traum vergangener Jahrzehnte. In den siebziger Jahren hatte das Deutschtum noch die Kraft zu assimilieren. Daher die vielen italienischen Familiennamen in Deutschösterreich. Sonderlich Wien verdeutschte Jahr um Jahr Hunderte von Italienern. Das war möglich, solange dem Italiener die deutsche Gesellschaft offen stand. Die seither eingetretene Unduldsamkeit

gegen den Nichtdeutschen hat die Assimilitionsmöglichkeiten in den gebildeten Kreisen auf ein Minimum reduziert. Ein Preis von 500 Dukaten für den italienischen Studenten, der in den letzten fünf Jahren auf einer deutschen Hochschule germanisiert wurde, könnte ohne Gefahr der Auszahlung gestiftet werden. Bleibt als letztes Mittel: Tüchtiger sein. Im wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Konkurrenzkampf den Italiener schlagen. Das Mittel, durch das die Deutschen einst halb Böhmen eroberten, die Slaven aus Kärnten verdrängten, sich im Banat hielten und in Amerika selbst gegen den Engländer sich behaupteten. Ein Weg, dem allerdings jene Deutschen, die an den volkserzieherischen Wert der Vereinsfimpelei und Versammlungsmeierei glauben, wenig wohlwollend gegenüberstehen, weil er abseits der Alkoholbegeisterung über steinigen Arbeitsboden führt. Tüchtiger sein? Sind unsere Juristen nicht den italienischen über? — Nein. Darin liegts. Im Gegenteil. Der italienische Hochschulabsolvent ist heute von 100 Fällen 98 Mal der brauchbarere. Weil er beide Landessprachen beherrscht. Während der Deutsche sein bischen Gymnasialwelsch längst im Kneipenrauch verschwitzt hat. Wer aber ists, der den Italiener Deutsch lehrt, ihn zwingt, es zu lernen? Wir finds. Wir, mit unserer himmelblauen Wolkenkukuspolitik, die von Germanisierung träumt und den Gegner auf eigene Kosten mit den Waffen ausrüstet, mit denen er uns dann im Lebenskampfe schlägt. Sieht man denn nicht endlich auf deutscher Seite ein, welch kapitale Eselei es ist, die Italiener zu zwingen in deutschen Städten zu studieren, wo sie, ob sie wollen oder nicht, deutsch lernen müssen? Und wieder soll der selbstmörderische Unsinn der Errichtung einer italienischen Juristenfakultät im deutschen Wien ausgeführt werden und nicht gegen, nein über Willen der deutschen Parteien. Ja, steht denn da keiner auf von den Vielzuvielen, die Tag für Tag nationale Phrasen meterweise von sich geben und schreit es so laut hinaus, daß es auch in der Schacherbude am Franzensring gehört werden muß? So gebt ihnen doch ihre Juristenfabrik in welschem Land, dann wollen wir einmal zusehen, wie weit die Richter — Advokatur — Notariat — Regierungsbeamte mit ihrem bischen Mittelschuldeutsch kommen. Dann

wird der „Überschwemmung reindeutschen Gebietes durch italienisches Juristenproletariat" bald Einhalt getan sein. Nicht in der Überproduktion, sondern in der überragenden Brauchbarkeit ist die Ursache der italienischen Juristeninvasion zu suchen. Eine deutschnationale Politik, deren Endziel nicht der Beifall einiger Phrasenköpfe, sondern der praktische Erfolg, wird künftighin nicht mehr in lebensfremder Phantasterei von der Abschaffung der nichtdeutschen Hochschulen (die gleichbedeutend mit der völligen Slavisierung unseres Beamtenstandes in den Sudetenländern wäre) träumen und aus dieser schiefen Zukunftsperspektive heraus die anderen Nationalitäten zwingen auf den deutschen Hochschulen Deutsch zu lernen, sie wird diesen Zwang aber dort zur Anwendung bringen, wo er weit nützlichere Ergebnisse zu zeitigen verspricht, bei den deutschen Studenten. Diese zur Erlernung der zweiten Landessprache von Jugend auf zu zwingen, das ist wahrhaft nationale Politik. Wem hat mans zu danken, daß heute in Südtirol das Italienertum (vom Inundationsgebiete der Etsch abgesehen) stagniert? Daß die gefährdetsten Beamtenposten durchwegs mit Deutschen besetzt? Den Bozner Patriziern, die unbekümmert um den Kurswert politischer Schlagworte nach wie vor ihre Söhne ins Welschland schicken Italienisch zu lernen. Die Sudetendeutschen fluchen heute der selbstmörderischen Parole „Lernt nicht Tschechisch"!, durch die verrückter Chauvinismus den böhmischen Beamtenstand für ein Menschenalter in slavische Hände spielte. Heute lernen sie in allen Schulen Tschechisch. Zu spät ist die Erkenntnis gekommen, daß auch im nationalen Kampfe des Sedansiegers Wort gilt: Erfolg auf die Dauer hat doch nur der Tüchtigere.

Tüchtiger zu sein, das ist auch der Weg, um den Nationalitätenstreit in Formen zu bringen, die ein auskömmliches Nebeneinanderleben ermöglichen.

Für die große Schar der Geistigfaulen, die politische Wahrheiten nur verdauen, wenn sie ihnen als konzentrierte Schlagwortpillen eingegeben werden, stelle ich neben die alte, veraltete Parole (keine nichtdeutschen Hochschulen in Österreich) die neue, zukünftige: „Die deutschen Hochschulen nur den Deutschen."

Gedichte / von Ludwig Seifert.

Die Seelenlosen.

Sie leben nicht, wenn sie sich auch zum Schein
Mit Werk und Reden sehr lebendig zeigen —
So wenig ist von all dem ihnen eigen,
Als Leben ist in dem behau'nen Stein.

Sie haben Mienen wohl fürs Tageslicht
Mit Ernst und Würde, Heiterkeit und Kummer,
Doch überraschte einer sie im Schlummer —
Er sähe Masken, aber kein Gesicht.

Sie sind wie Blumen aus Papier und Taft
Im Gläserschranke. Und sie wissen nicht
Vom Sturm, der mit Wiesen und Wolken spricht . . .
Sie haben keinen Duft und keinen Saft.

Und ihrer Tage leere Folge gleicht
Verlor'nen Tönen ohne Harmonie,
Wie wohl ein irrgeword'ner Spielmann sie
— In blödem Scherz — auf morschem Holze streicht.

Da will ich eher noch den Sünder preisen,
Weil doch in ihm derselbe Funke flammt,
Von dem des Helden und des hohen Weisen
Gebenedeite Flammenglut entstammt.

Kommt er auch trotzig um in diesem Brand,
Indeß die Edlen Leuchten d'ran bereiten
Und Waffen glühn mit opferstarker Hand,
Um uns're selt'nen Siege zu erstreiten —:

So scheint mir doch des Sünders Los nicht klein.
Er muß zu dieses grausen Daseins Ehren
Zugleich der Priester und das Opfer sein,
Sich selbst an seiner Inbrunstglut verzehren —

Und gleicht ein wenig auch dem Feuerspiele,
Das unterm Jubel steigt und strahlt und stürzt
Und — brennt es auch zu keinem frommen Ziele —
Uns hold die Öde eines Abends kürzt.

Ballade.

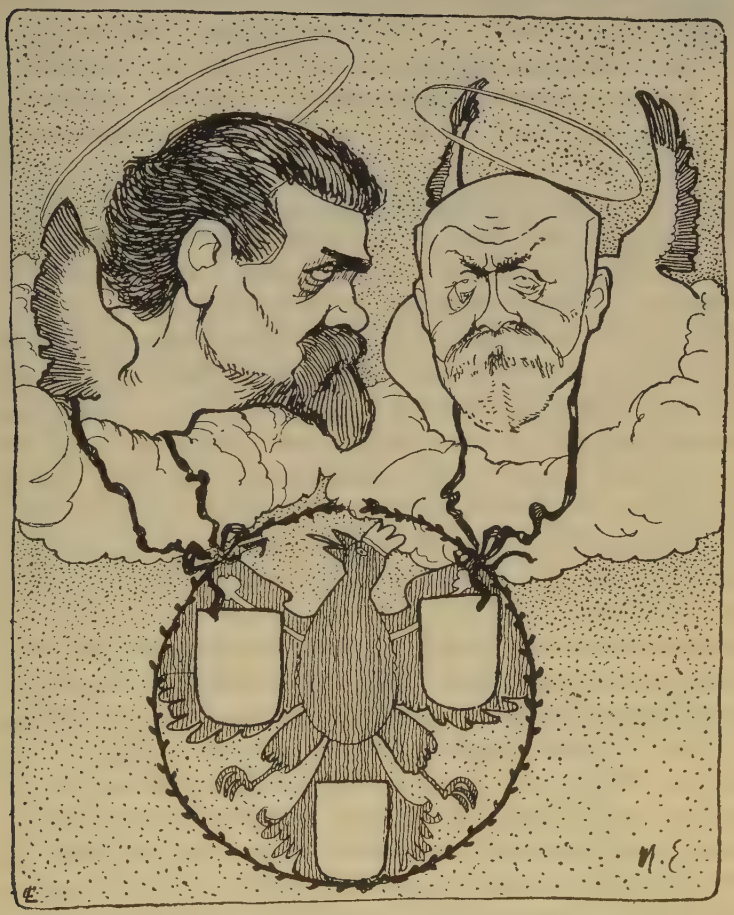
Es haben viel von Brand und Blut erzählt
Die wunden Männer morgens an den Toren
Und von dem Fürsten, der den Tod erwählt,
Nachdem sein Wappenzeichen er verloren.

Der Ruhm erstarb auf mordgetränkten Planen —
Wir folgen bald des Königs Aufgebot;
In zweien Tagen seh ich seine Fahnen,
Die mich zu Sieg geleiten oder Tod.

Aus ihrem Fenster fällt noch goldner Schimmer,
Ich halte meines Schwertes Knauf darein:
So weih' ich mich der schweren Pflicht für immer,
Ich will ein unverzagter Kämpe sein.

Doch dich, gebenedeiter Edelstein,
Erkämpf' ich mir aus einer Welt voll Wunden,
Gepriesener Tugend mir der Dank zu sein
Und Schirm vor schlimmen Wünschen wirrer Stunden.

(gez. von Max v. Esterle.)



Die Kunstschein-Heiligen.

(Hofrat Prof. v. Wieser / Exc. Graf Enzenberg)

An den „Allg. Tiroler Anzeiger".

Nun also ... Sehen Sie, wie recht ich hatte, das Mäntelchen der „Sachlichkeit" zu lüften, mit dem Sie sich drapierten! Der Pferdefuß, der sich dem kundigen Blick sofort verriet, hat vollends ausgeschlagen. Sinnlos zwar und auf gut Glück — doch traf er, dünkt mich, mitten ins Schwarze. Nämlich ins Leere Ihres kulturellen Horizonts. Gewiß, es könnte kleinlich erscheinen, auch noch die wunden Zuckungen eines unversehens bloßgestellten Zeitungsintellekts zu registrieren, und direkt grausam, eine hilflose Reflexbewegung auf ihre geistige Durchschlagskraft zu untersuchen. Aber da Sie sich krampfhaft bemühten, auch Ihrer erregten Briefkastennotiz noch einen Schimmer logischer Fundierung zu geben, so muß es wenigstens gestattet sein, Sie im Vorübergehen auf die Reparaturbedürftigkeit dieser Logik aufmerksam zu machen. Sie rühmen sich der „allseitigen" Anerkennung, die Ihre „sachliche" Würdigung unserer Zeitschrift Ihnen eingetragen, und bedenken nicht, daß dies zu beurteilen nur die „paar" Leser kompetent sein können, die Sie dem „Brenner" gnädigst zugestehen. Um jedoch die Aufmerksamkeit nicht unnütz von dem Meritorischen des Falles abzulenken, um Ihnen deutlich zu machen, was selbst von Ihren sachwilligsten Bemühungen auf kunstkritischem Gebiet zu halten ist, sehe ich mich veranlaßt, den erbarmungswürdigen Tiefstand Ihres Kunstverständnisses, die Pöbelhaftigkeit Ihres moralischen Selbstbewußtseins und als verantwortliches Resultat aus beidem Ihren völligen Mangel an publizistischem Gewissen an einem drastischen Beispiel aufzuzeigen. Es ist dies um so mehr Pflicht eines reinlichen Empfindens, als Sie im übrigen den taktisch schlauen und an sich nicht üblen Ehrgeiz haben, der Nonchalance der weitestverbreiteten lokalen Tageszeitung in Dingen der Kunst eine gewisse Emsigkeit und äußere Fülle der Kunstberichterstattung gegenüberzustellen. Aber wie wenig die bloße Tatsache solchen Eifers von Belang ist, wie wenig der Künstlerschaft, dem Publikum und schließlich Ihnen selbst die Affichierung eines Kunstinteresses nützt, dem jede kulturelle Basis fehlt, das erlaube ich mir eben im Fol-

genden an einem Ihrer kritischen Exzesse nachzuweisen. Sie müssen mir vorher nur noch gestatten, meine „paar" Leser dahin aufzuklären, daß es sich hier — wie Sie mir gern bestätigen werden — um denselben Kunst-, Moral- und Sprachanwalt handelt, der das heimische Schrifttum gegen die „dekadenten" Tendenzen unserer Zeitschrift in Schutz nehmen zu müssen sich berufen fühlte. Also, am 13. Juli — es kann nicht nur das Unglücksdatum daran Schuld sein — schrieben Sie:

Kunst.

Ein neuer Plattner — großes Damenbildnis —, ausgestellt bei Czichna, lenkt mit Recht die Blicke der Passanten auf sich. Als ich eben das Gemälde besichtigte, umstanden zahlreiche Neugierige das Schaufenster, freilich in einiger Entfernung, denn die Spiegelreflexe der Glasscheibe beeinträchtigten in der Nähe den Genuß des Bildes nicht unwesentlich. Ich sage den Genuß. Ein Genuß ist es auch wirklich zu schauen, wie flott der Pinsel in Albert Plattners Meisterhand die elegante Erscheinung der Dame, einer Berliner Bankiersgattin, festgehalten hat. Mir ist das lebende Original unbekannt, ein Urteil über Ähnlichkeit oder Nichtähnlichkeit des Bildes also nicht gut möglich. Ich möchte aber jener Dame wünschen, daß sie sich in Plattners Bild wohlgetroffen sieht. Dann kann die Berlinerin mit der Natur, die sie so wohl gestaltet hat, sehr zufrieden sein. Aber auch mit der Schneiderin, deren Atelier das vornehme schicke Kleid entsproßte..... Das ist Leben, Wirklichkeit, wenn auch etwas idealisiert. Die jugendfrohen, lebensdurstigen Augen einer wohlversorgten Schönen,

Einen Augenblick! Wir wünschen zu rekapitulieren: „Berliner Bankiersgattin — lebendes Original unbekannt — wenn auch etwas idealisiert (!) — lebensdurstige Augen einer wohlversorgten Schönen" ... Gut, nehmen wir uns zusammen! Fahren Sie fort!

„ihr leichtgeöffneter Mund, dem eben eine kleine Schöngeisterei entflogen zu sein scheint"

Oho! Da irren Sie! Der Anschein spricht für Sie!

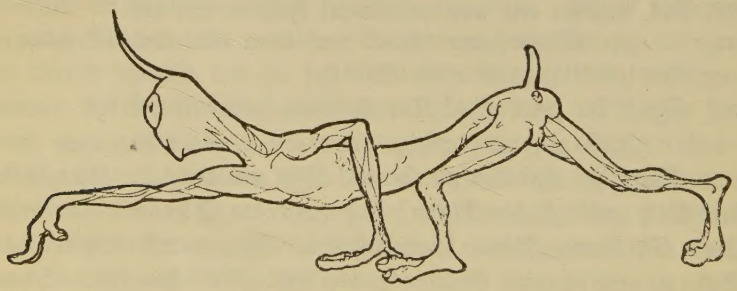
„Der tadellose schwarze Hut über dem reichen Braunhaar —"

Nein! In drei Teufels Namen! Jetzt genügt's! ... Nun schließen Sie gefälligst den Mund! Und zwar den Ihren — verstehen Sie! Es könnte Ihnen sonst passieren, daß „mancher hübschen Schauerin dieses Bildes", die beim „Umstehen eines Schau-

fensters" das Pech hat, in Ihre Nähe zu geraten, „im Herzen" weniger „der sehnsüchtige Wunsch nach einer solch eleganten, duftigen Robe entkeimt", als vielmehr der näherliegende Wunsch, die öffentliche Verunglimpfung wehrloser Weiblichkeit solch verlottertem Rezensenten handgreiflich heimzuzahlen. Denn was hier Ihre Selbstentäußerung als Kunstkritik zur Schau zu stellen wagt, ist nicht mehr bloß ein blankgewichster Stiefel, der niemandem zu nahe tritt; es ist vielmehr ein so unqualifizierbares Erzeugnis literarischen und mehr noch ethischen Schmierfinkentums in Reinkultur, daß man sich ratlos frägt: Ist dies ein Meister-, ist's ein Bubenstück?

Sie sehen, ich habe mir den Spaß gemacht, Sie diesmal ernst zu nehmen. Ernster, als Ihnen angemessen, und sachlicher, als Ihnen lieb sein dürfte. Ich nehme es natürlich ruhig hin, wenn Sie auch diesen Versuch, die Spuren Ihres Plauderstubentaschentons bis in das Reich der Ideale zu verfolgen, nur meinem „lächerlichen Eigendünkel" und nicht auch meinem „Höhendrang" zu gute halten. Ich weiß —: Muß ich mir's auch nach solcher Kostprobe versagen, noch einmal eine Einladung zur intimen Würdigung Ihrer kritischen Einsicht anzunehmen, so kann ich's Ihnen doch nicht wehren, daß Sie auch diesmal und in alle Ewigkeit sich in den schützenden Schoß der Allgemeinheit flüchten und allseitige Anerkennung für die Sachlichkeit einer publizistischen Liebesmühe heischen, die mit impotentem Sachernst anhebt, sich in Schmockallüren fortpflanzt und mit einem verpönten Eingriff ins Privatleben Ihrer sittlichen Weltanschauung die Krone aufsetzt.

F.



WERKE VON CARL DALLAGO.

Gedichte. E. Piersons Verlag in Dresden. Broschiert Mk. 2·50, gebunden Mk. 2·—.

Ein Sommer. Liederreigen. Verlag von E. Ebering, Berlin. Gebd. Mk. 2·—.

Strömungen. Neue Gedichte. Tiroler Verlag, Innsbruck. Brosch. Mk. 2·—, gebd. Mk. 3·—.

Wintertage und Anderes. Verlag von Hermann Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·25, geb. Mk. 3·—.

Spiegelungen. Ein lyrisches Album. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 3·—, gebd. Mk. 4·—.

Der Süden. Kulturliche Streifzüge eines Einsamen. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·—, gebd. Mk. 3·—.

Erich Tagusen oder Kinder des Lichts. Ein lyrisches Drama in drei Aufzügen. Verlag von Hermann Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·—.

Neuer Frühling. Ein Gedichtbuch. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·—.

Geläute der Landschaft. Kulturliche Streifzüge eines Einsamen. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 3·—, gebd. Mk. 4·—.

Die Musik der Berge. Künstlerdrama in drei Aufzügen. Verlag von Hermann Dege, Leipzig. Broschiert Mk. 2·—.

Ein Mensch. Ein Roman in Bildern. Axel Junker, Verlag, Berlin. Brosch. Mk. 2·50, gebd. Mk. 3·50.

In Vorbereitung: Das Buch der Unsicherheiten.

„Kunst in Klausen“

Ausstellung von Werken bildender Kunst

veranstaltet von den heimischen Künstlern und den Künstlergästen des Malerstädtchens

Klausen am Eisack, Tirol.

Geöffnet vom 15. Juli bis Ende September.
Besuchsstunden: 8—12 vorm., 2—6 nachm.
Eintritt: 50 h.

DER STURM

Wochenschrift für Kultur u. die Künste

herausgegeben von Herwarth Walden
Erscheint jeden Donnerstag.

Einzelbezug = 10 Heller / Jahresbezug = K 5.— /
Halbjahresb.: = K 2.50 / Vierteljahresb.: = K 1.25

Probenummern kostenlos durch den Verlag Der Sturm / Halensee-Berlin / Katharinenstr. 5.